

Zeitschrift: Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Herausgeber: Verein kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Band: 17 (1910)

Heft: 40

Anhang: Beilage zu Nummer 40 der "Päd. Blätter"

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Lehrer und die soziale Frage.

(Von hochw. H. Pfarrer Dr. Scheiwiller an der St. Othmaruskirche in St. Gallen).

Ein Mann, der zu den Zierden der modernen deutschen Wissenschaft gerechnet wird, ja zu den Korphäen der Erde auf dem Gebiete der Nationalökonomie, der aber weitab wandelt von den Geleisen des Christentums, der Breslauer Professor Werner Sombart (Verfasser der zwei epochemachenden Werke: „Der moderne Kapitalismus“ und „Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert“), charakterisiert die gegenwärtige Zeit mit folgenden ernsten Worten:

„Es ist eine neue Kulturbasis geschaffen: Das Steinpflaster; es ist daraus eine neue Kultur entstanden: die Asphaltkultur . . . Sie bringt in die Wälder ein, in denen die rationelle Forstkultur den letzten Rest von Urwüchsigkeit verdrängt, bis schließlich die Masse, die Masse wiederum so anwächst, daß ganze große Waldgebiete mit Wegen und Ruheplätzchen, mit Warnungstafeln und Wegweisern, mit Kneipen und Bedürfnisanstalten bedacht, mit einem Worte, in einen „Volkspark“ umgewandelt sind. . . So wächst ein Geschlecht von Menschen heran, das sein Leben ohne rechte Fühlung mit der lebendigen Natur verbringt; das die Sonne nicht mehr grüßt, das nicht mehr in den Sternenhimmel hineinträumt, das nicht mehr die Stimmen der Singvögel kennt und nicht die weiße Winternacht, wenn der Vollmond auf den Schneeboden glitzert. Ein Geschlecht mit Taschenuhren, Regenschirmen, Gummischuhen und elektrischem Licht: ein künstliches Geschlecht . . . Und . . . auch die vier Wochen, während deren sich die Massen einmal im Jahre aus ihren Steinschluchten heraus „in die Sommerfrische“ wälzen, . . . sind sie erst zufrieden, wenn sie auch draußen auf der Digue, an der Bergeslehne oder an den Ufern des Alpensees Asphalt unter ihren Füßen fühlen.“

Die lokalen Trachten, die Volkslieder, die bestimmten Sitten und Gebräuche einzelner Gegenden verschwinden immer mehr . . . Das großstädtische Konfektionshaus schreibt jetzt ebenso die Kleidermode auf dem Lande vor, wie der großstädtische Tintestangel die Gassenbauer angibt, die in den Dorfstraßen gesungen werden . . . Und wer den frummbeinigen, blechwongigen, rassellosen Nachwuchs auf den Sandhaufen der großstädtischen Spielplätze mustert, kann leicht auf den Gedanken kommen, daß auch auf dem Gebiete der Rassusbildung der Erfolg der Qualität durch die Quantität das eigentümliche Merkmal unserer Zeit sei.

„Der Kapitalismus hat uns die Masse beschert; er hat unser Leben der inneren Ruhe entfremdet; er hat uns den Glauben unserer Väter genommen, indem er die Welt in ein Rechenerxempel auflöst und eine Überwertung der Dinge dieser Welt in uns wachrief; er hat die große Masse der Bevölkerung in ein Sklavenartiges Verhältnis von einer geringen Anzahl von Unternehmern gebracht. Aber dafür hat er eines gerade in bewunderungswürdiger Weise geleistet; er hat eine um 30 Millionen in Deutschland angewachsene Menschenmenge auf das Beste mit Unterhaltungsmitteln zu versorgen vermocht; er hat gerade das Futterproblem meisterhaft gelöst . . . So ist der Kapitalismus tatsächlich mit einem Glorienschein umgeben, aus dem sich mit flammender Schrift die Worte abheben: „Dreißig Millionen Menschen mehr.“

Mit diesen erschütternden Gedanken und Bildern zeichnet ein moderner von allen „Borurteilen“ völlig emanzipierter Geist den ganzen

Erfüllt der Zeit, in der wir leben, und die ganze Fülle von Problemen, die in dem einen Worte: „soziale Frage“ eingeschlossen sind. Darum auch die drängende Pflicht für alle Klassen der Gesellschaft und nicht am wenigsten für die Schule, diesen neuen großen Fragen eine rege liebevolle Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Wie soll der Lehrer sich zur sozialen Frage stellen? Wie soll die Schule sich gegenüber dieser weltbewegenden Frage verhalten? Vor allem möge der Lehrer zwei Sachen wohl ins Auge fassen, die Genesis, das geschichtliche Werden, und dann die verschiedenen Lösungsversuche der sozialen Frage. Ueber die Genesis herrscht kaum eine Meinungsverschiedenheit bei den Vertretern der verschiedensten politischen und sozialen Anschauungen. Mit kurzen lapidaren Sätzen hat Leo XIII. in der berühmten Arbeiter-Enzyklika am 15. Mai 1891 die Ursachen unserer sozialen Not dargelegt. Die Enzyklika wurde damals wie ein rettender Stern in dunkler Sturmesternacht allseitig begrüßt und hat sich seither als eine Kulturmacht ersten Ranges ausgewiesen. Sie beginnt mit den denkwürdigen Worten: Der Geist der Neuerung, welcher seit langem durch die Völker geht, mußte, nachdem er auf dem politischen Gebiete seine verderblichen Wirkungen entfaltet hatte, folgerichtig auch das staatswirtschaftliche Gebiet ergreifen. Viele Umstände begünstigten diese Entwicklung: Die Industrie hat durch die Verbesserung der technischen Hilfsmittel und eine neue Produktionsweise mächtigen Aufschwung genommen; das gegenseitige Verhältnis der besitzenden Klasse und der Arbeiter hat sich wesentlich umgestaltet; das Kapital ist in den Händen einer geringen Zahl angehäuft, während die große Menge verarmt; und dabei wächst in den Arbeitern das Selbstbewußtsein und das Gefühl der Stärke, sie organisieren sich in immer engerer Vereinigung. Das alles hat den sozialen Konflikt wachgerufen, vor welchem wir stehen.

In der Umwälzung des 18. Jahrhunderts wurden die alten Genossenschaften der arbeitenden Klassen zerstört, keine neuen Einrichtungen traten zum Ersatz ein, das Staatswesen entkleidete sich zudem mehr und mehr der christlichen Sitte und Anschauung, und so geschah es, daß Handwerk und Arbeit allmählich der Herzlosigkeit reicher Besitzer und der ungezügelten Habgier der Konkurrenz isoliert und schutzlos überantwortet wurden. Die Geldkünste des modernen Wuchers kamen hiezu, um das Uebel zu vergrößern, und wenn auch die Kirche zum öfteren dem Wucher das Urteil gesprochen, fährt dennoch ein unersättlicher Kapitalismus fort, denselben unter einer anderen Maske auszuüben. Produktion und Handel sind fast zum Monopol von wenigen geworden,

und so konnten wenige übermäßig Reiche dem arbeitenden Stande nahezu ein sklavisches Joch auflegen."

Von Meisterhand ist hier das Werden und Wachsen der sozialen Not geschildert. Eine dreifache Quelle liegt ihr zu Grunde. Erstens die religiösen Umwälzungen der neuen Zeit, die in langamer, aber konsequenter Entwicklung einer großen Zahl von Menschen ganz andere Ideale und Begriffe brachten, als sie in der Vergangenheit Geltung hatten, die allmählich dem Unglauben in weiten Schichten besonders auch des arbeitenden Volkes Tür und Tor geöffnet haben. Wir stehen heute mitten im Wogendrange dieser religiösen Revolution und wissen nicht, wohin der Strom noch brandet. Viel tiefer und allseitiger, als man gemeinhin ahnt, haben die religiösen Strömungen der neuen Zeit das soziale Leben beeinflußt. Welche Bedeutung hat es beispielsweise für weite Kreise des arbeitenden Volkes, ob es auf dem Standpunkt des Gottesglaubens stehe oder auf der Basis des trostlosen Materialismus, ob es an eine allwaltende Vorstellung glaube, welche die Lilien des Feldes kleidet und die Vögel in der Lust ernährt oder dem Bebel'schen Grundsatz huldige: den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spähen, ob es auf eine ewige Vergeltung hofft oder der Theorie bestimmt: Schaff dir das Leben gut und schön, kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehen. Ebenso hängt für die ganze Welt- und Gesellschaftsordnung unendlich viel davon ab, ob die Besitzenden auf dem Standpunkt der christlichen Bruderliebe stehen oder auf dem mancherlichen Prinzip der schrankenlosen Konkurrenz, — dort die streng gebundene Marschroute des Mittelalters, ein christliches Gesellschaftsideal, hier das freie Spiel der fessellosen Kräfte, ein Rückschritt zum Gesellschaftsideal des Heidentums, zum brutalen Egoismus. Die tiefste Wurzel unserer sozialen Not ist der Abfall von den religiösen Idealen der Vergangenheit.

Zu dieser ersten Wurzel tritt eine zweite hinzu: Die politische Umwälzung der großen französischen Revolution. Jener Tag, wo die wilden Weiber der Pariser Halle sich gleich einer Sturmflut hinaus zum goldenen Königsschloß von Versailles wälzten, um vom zitternden Ludwig XVI. die „Menschenrechte“ zu fordern, war der Geburtstag einer neuen Zeit. Dort ist der dritte Stand ins Dasein getreten — die Bourgeoisie. Vorher hatte die Aristokratie das Szepter in Händen gehalten, jetzt meldet sich das Volk zur Mitherrschaft auf Erden. Die Stunde der Demokratie hat geschlagen, ja wie ein fernes Wetterleuchten verkündet schon die Sozialdemokratie ihr drohendes Nahen. Volksrechte sind in gewissem Sinne Gottesrechte. Und ein

Gesetz der göttlichen Weltordnung fügt es, daß nach und nach alle Stände der menschlichen Gesellschaft die öffentlichen Geschicke mitbestimmen helfen. Das Schlimme an der französischen Revolution war nur, daß sie zuerst durch einen Strom von Blut gewatet ist und zahllose heilige Menschenrechte zerstampft hat, ehe sie dem dritten Stand seine Rechte gab. Die große Revolution hat die Bünfte, diese scharf geprägten, freilich auch sehr entarteten Wirtschaftsgebilde des Mittelalters vollständig in Trümmer geschlagen, ja jede Neuerung organisierten Lebens mit solchem Ingrimm verfolgt, daß nur in wenigen Städten der Niederlande, z. B. im alten konservativen Antwerpen, einige Reste von Innungen sich zu erhalten vermochten. Ein ungeheure Freiheitstaumel ging im Gefolge der Revolution wie ein Orkan über die Welt dahin. Die Folgen dieses Sturmes sind auf politischem und sozialem Gebiet noch längst nicht abgeschlossen. Der vierte Stand, der heute so wichtig an den Toren der Menschheit anklopft, ist der legitime Sohn des dritten Standes, welchen das Jahr 1789 aus der Wiege gehoben.

Und hier reicht die dritte Ursache der zweiten die Hand, und das ist die wirtschaftliche Revolution, die freilich mit der politischen von 1789 aufs Engste zusammenhängt. Die politische Revolution hat die Voraussetzungen geschaffen für die wirtschaftliche. Diese letztere durchzieht das ganze 19. Jahrhundert und hat ihm ihren Stempel aufgedrückt. Die wirtschaftliche Revolution fußt auf dem verhängnisvollen Grundsatz der sogen. liberalen Wirtschaftsordnung: laisser faire laisser aller. Man muß einen Jeden im wirtschaftlichen Leben gehen lassen. Er mag tun und machen, was er will, wie er will. Sein eigener Profit und Nutzen ist sein einziges Gesetz. Ob neben ihm oder sogar durch ihn, durch sein wirtschaftliches Gebaren Hunderte und Tausende verarmen, ja selbst zu Grunde gehen, darum hat er sich nicht zu kümmern. Im Norden und Südwesten von England, dort, wo die rauhenden Schlote keinen Sonnenblick mehr auf die schwarze Erde hernieders fallen lassen, ist diese verderbliche Theorie ausgeheckt worden. Sie heißt darum oft auch Manchester-Schule. Gleichzeitig mit dem Aufkommen dieser dem englischen Spekulationsgeist und Profithunger so sehr auf den Leib geschnittenen Theorie wurde auch die Dampfmaschine erfunden. Die Dampfmaschine ist der größte Revolutionär aller Zeiten. Von ihrer Erfindung datiert ein ungeheurer Aufschwung der menschlichen Gewerbetätigkeit. Oft wurde gefragt, ob die Dampfmaschine eine Wohltat oder ein Schaden sei für die Menschheit. Ja und nein. Grundsätzlich ist jede neue Erfindung ein großer Triumph des Men-

schengeistes und soll der Menschheit zum Segen gereichen. Das hätte auch die Dampfkraft an und für sich leisten können und leisten sollen. Unglücklicherweise aber wurde sie unter der Herrschaft der eben aufgekommener liberalen Wirtschaftstheorien zum allgewaltigen Mittel, durch welches einige wenige raffinierte, geistes- oder kapitalmächtige Köpfe Tausende ja Hunderttausende in ihren Dienst zwangen und so zur Stufe der Proletarier, der unselbständigen Existenz hinabdrückten. Das waren die furchtbaren Schlagschatten jener weltumgestaltenden Erfindung.

Wie es im Laufe der Geschichte zu gehen pflegt, trat eben um diese Zeit ein genialer Mann auf, der mit schöpferischem Geiste die herrschenden oder um die Herrschaft ringenden wirtschaftlichen Ideen in ein kühnes philosophisch aufgebautes System zusammenfaßte und ihnen dadurch Kurswert in der ganzen Welt verschaffte. Der Mann ist der Engländer Adam Smith, der Vater der klassischen Nationalökonomie. Mit glänzendem Geiste verstand es dieser Mann, die wirtschaftlichen Theorien der Revolution und die Praxis der gigantisch emporstrebenden englischen Industrie zur gegenseitigen Harmonie zu verschmelzen und so dem 19. Jahrhundert den Stempel seines Geistes aufzuprägen. Es war ein verlockendes Evangelium, wenn in den Tagen der aus tausendjährigem Schlummer auferweckten Dampfkraft der Ruf erscholl: Du darfst Reichtümer und Geld aufstapeln, so viel du willst; du darfst dein Geschäft ausdehnen und erweitern, so sehr du kannst, keine andere Schranke ist dir gesetzt als dein Profit. Man muß gestehen, daß dieses Wirtschaftssystem der Welt einen nie gesehenen Aufschwung gebracht hat. Ein Gang durch unsere modernen Städte mit ihrem Luxus und Komfort, mit ihren privaten und kommunalen Bauten und Einrichtungen, oder auch der Besuch eines der großen modernen Ozeandampfer bekundet diesen Aufschwung Schritt für Schritt. Es ist der Triumph des 19. Jahrhunderts. Aber wahr bleibt dennoch, was Dr. Förster in der Einleitung zu seiner Jugendlehre sagt: „Wir rühmen unser Zeitalter, weil es durch Telegraph und Telephon, durch Eisenbahnen und Schnelldampfer die Menschen mit tausend neuen Fäden aneinander geknüpft habe — in Wahrheit haben uns aber all' diese Dinge bisher nur weiter von einander entfremdet. Wir entdecken den Nordpol und erschließen dunkle Kontinente, wir durchleuchten mit neuen Strahlen unser ganzes Knochengerüst; Fernrohr und Mikroskop enthüllen täglich neue Welten — aber mitten in diesem großen Zeitalter der Entdeckung find wir in Vielem innerlich ärmer geworden!“ Sombart in Breslau geht so weit, in bitterem Sarkasmus unsere Kultur eine As-

phalkultur zu nennen. Die schlimmste Frucht der liberalen Wirtschaftsordnung ist jedenfalls die Proletarierung der menschlichen Gesellschaft. Was die Menschheit in seinem Beginne wie das Morgenrot einer wolklosen Zukunft bejubelt hatte, ist wieder einmal in seiner konsequenten Ausgestaltung zu ihrem Verhängnis geworden.

So viel zur Genesis der sozialen Frage. Was die Literatur betrifft, kann man die Werke von Heinr. Pesch über die Nationalökonomie, von Cathrein über den Sozialismus, von Herkner über die Arbeiterfrage, von Dr. Reßbach über die soziale Frage zur raschen und gründlichen Orientierung am meisten empfehlen. Nur ein Wort über die Lösungsversuche, die unternommen worden sind, um die Notlage zu heben. Sie lassen sich auf zwei zurückführen: den christlich-sozialen und den sozialistischen Versuch.

Was ist der Sozialismus? Alle Welt redet von ihm, aber eine genaue Definition darüber ist schwer zu geben. Er muß aus seinen geschichtlichen Vertretern Marx, Bebel, Bernstein usw. und ihren Neuerungen beurteilt werden. Die Hauptlehren des Sozialismus sind folgende:

Auf religiösem Gebiet stellt er den Grundsatz auf: Religion ist Privatsache. Den einen Vertretern des Sozialismus ist dieser Grundsatz ein bequemes Mittel zur Agitation, um auch in gläubigen Kreisen Anhänger zu gewinnen. Die Andern stellen ihn ehrlich auf, in dem Sinne, daß über religiöse Fragen das sozialistische System überhaupt schweige. Ueberall indessen trägt die Sozialdemokratie ein mehr oder weniger religionsfeindliches Gepräge, das ihr als Erbe von ihrem Vater, dem Liberalismus, überliefert worden ist.

Auf wirtschaftlichem Boden proklamiert der Sozialismus die Abschaffung des Privateigentums, die Ueberführung von Grund und Boden und Maschinen und Fabriken und überhaupt der Produktionsgüter in den Besitz der Gesellschaft, der Allgemeinheit. Man vergißt dabei, daß der Privatbesitz auf naturrechtlicher Grundlage ruht und für den menschlichen Fortschritt eine unentbehrliche Rolle spielt.

Auf moralischem Gebiet verkündet Bebel das Gesetz der „freien Liebe“, wodurch naturgemäß Ehe und Familie zerstört werden. Für den Dekalog bleibt da kein Platz mehr. Die Sittlichkeit ist dem Sozialisten nur das Produkt der herrschenden Anschauungen einer Zeit. Umwertung aller sittlichen Werte so heißt die Lösung.

Auf patriotischem Gebiet versahrt der Sozialismus ganz radikal. Er ist in seinem innersten Kerne international, darum ein Feind der Zollschranken, ein Feind des Militarismus, ein Feind der Diplo-

matenkünste, der Bannerträger einer ganz neuen grundstürzenden Auffassung von Staat, Gesellschaft, Vaterland, Recht und Nation, von Schule und Erziehung.

Auf historisch-naturwissenschaftlichem Boden treibt der Sozialismus wohl seine üppigsten Blüten. Da steht er auf dem Boden Hückels und bescheide sich mit den abstrusesten, durch jede ernste Wissenschaft längst überholten Hypothesen des seichtesten Materialismus. Der Mensch ein Abkömmling des Tierreichs, alle Geschichte nur Evolution, das notwendige Produkt wirtschaftlicher und sozialer Verhältnisse, alles Geistesleben nur die Resultante physikalisch-chemischer Kräfte, das universelle Menschheitsleben nur ein Ausdruck konventioneller Gesetze — das ist die Quintessenz des wissenschaftlich aufgestützten Sozialismus.

Diese Lehrsätze erleiden in der Wirklichkeit zahllose Variationen. Doch kann man aus den vielen Schattierungen der Sozialdemokratie, von der gemäßigten bis zu den Vertretern des linksten Flügels, zwei Hauptgruppen herausschälen, die Utopisten oder Draufgänger, das sind die blinden Anhänger von Marx und Bebel, die ohne Kritik, in rührendem Kinderglauben alles hinnehmen, was jene Häupter ihnen sagen, und die das Heil von einem unerbittlichen Vorgehen erwarten und die Revisionisten, die unter Führung von Bernstein auf dem Wege der Kompromisse und einer klugen Gegenwartsarbeit zum ersehnten Ziele kommen wollen. Das Ziel der beiden Gruppen bleibt dasselbe, nur die Taktik ist verschieden. Die Waffen, die der Sozialismus in seinem Kampf gebraucht, sind zwei: Die politische Partei und die gewerkschaftliche Organisation. Auf beiden Gebieten könnten wir Manches von ihm lernen.

In neuerer Zeit ist der Sozialdemokratie ein gefährlicher Gegner erwachsen, in den Christlich-Sozialen. Ihr Name ist im Grunde auch ihr Programm. Doch herrschen auch hier noch einige Unklarheiten. Die Christlich-Sozialen, wie sie in Österreich und vorab in Wien bestehen, organisiert durch den verstorbenen Bürgermeister Dr. Lueger, sind eine politische Partei, die alle Stände und Gesellschaftsklassen umspannt, vom einfachen Arbeiter bis hinauf zum Erzherzog, und die als Schutzbamm gegen den Judenliberalismus und Semitismus geschaffen wurde. Auch die Christlich-Sozialen von Zürich sind eine derartige politische Partei, nur ohne antisemitischen Charakter. Zu unterscheiden von solchen politischen Gebilden sind die christlich-sozialen Arbeiterorganisationen, die uns hier interessieren. Das Ziel dieser Organisationen besteht darin, die materielle und geistige Besserstellung der sozial gedrückteren Klassen

nach christlichen Grundsäzen durchzuführen. Um diesen Zweck zu erreichen, suchen diese Organisationen eine möglichst große Anzahl von Arbeitern, bzw. Arbeiterinnen in ihre Reihen hineinzubringen. Durch den doppelten Hebel der Gewerkschaft und Genossenschaft, also durch die organisierte Selbsthilfe, soll das Los des Einzelnen und seiner Familie erleichtert werden. Vereinte Kraft macht stark. Grobes können die Arbeiter und Arbeiterinnen zustande bringen, wenn sie starke, solidarische Kassen und Genossenschaften gründen, wenn sie in Berufsgenossenschaften oder Gewerkschaften zusammentreten, wenn sie alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel: Selbsthilfe, Staatshilfe, Gotteshilfe mit Klugheit und Einschüdenheit benützen. Die christlich-sozialen Arbeiterorganisationen zählen schon über eine Million begeisterter Anhänger und verteilen sich auf Deutschland, Österreich, die Schweiz usw. Den Anstoß zu ihrer Gründung hat die Arbeiter-Enzyklika Leo XIII. gegeben. In der Schweiz nahmen sie von St. Gallen ihren Ausgang, wo im Jahre 1899 der erste schweizerische christlich-soziale Arbeiterverein ins Leben trat und bald darauf der erste Arbeiterinnenverein schweizerischer Organisation. Sie zeichnen sich aus durch ihre sehr zeitgemäßen und praktischen Einrichtungen. So besitzen sie bereits eine eigene Bank mit Filialen in St. Gallen, Zürich, Rorschach und Martinach und einen Jahresumsatz von jetzt schon über 100 Millionen Franken, dann eine eigene große Druckerei in Winterthur, der in nicht ferner Zeit eine zweite in Zürich folgen dürfte, ferner eine eigene Buchhandlung in Zürich, eine Großeinkaufsgenossenschaft, dann eine Reihe zentralorganisierter Kassen für Krankheit, Alter, Sterbefall. Die Arbeiterinnenvereine leiten insbesondere einen Strom des Gegenstandes durchs ganze Land mit ihren von Tausenden besuchten Kursen. Gegen 30 000 Mitglieder haben sich bereits in den christlich-sozialen Verbänden der Schweiz organisiert. Diese leisten auch in aller Stille eine wertvolle weitverzweigte Bildungsarbeit. Mit ihrer ruhigen, praktischen, in die Tiefe gehenden Arbeit haben diese Verbände ein unerschütterliches Vollwerk geschaffen gegen die stürmisch vordrängende Sozialdemokratie. Noch steht die Lösung der sozialen Frage in weiter Ferne. Wenn auch dem Arbeiterstand geholfen wäre, dann sind noch viele andere, die leiden, der Handelsstand, die Bauern, das Kleingewerbe, die gelehrteten Berufe. Die ganze menschliche Gesellschaft ist frank von der Fußsohle bis zum Scheitel.

Alle die genannten Stände haben übrigens mehr oder weniger den Organisationsdrang, der so mächtig durch unsere Zeit geht, erfaßt und sind, teils durch ihre Notlage, teils durch die vorwärtsdrängenden

Kräfte der Zeit genötigt, zur organisierten Selbsthilfe fortgeschritten. Im Handwerkerstande regen sich viele Hände, um den alten Grundsatz wieder zu Ehren zu bringen: Das Handwerk hat einen goldenen Boden, und wenn auch gewisse Branchen des Handwerks durch das Maschinenzeitalterrettungslos dem Untergange überantwortet sind, so gehen andere gerade in unsren Tagen oder in der nahen Zukunft einer neuen Blüte entgegen.

Der Handelsstand und die gelehrtenc Berufe wie nicht minder die täglich mehr anschwellende Armee der untergeordneten Beamten suchen ebenfalls durch engeren Zusammenschluß ihre Widerstandskraft und Stoßkraft im erregten wirtschaftlichen Kampfe zu erhöhen. Und bis in die bestituierten Kreise der menschlichen Gesellschaft hinauf geht das Gesetz des wirtschaftlichen Zusammenschlusses, ja in diesen hohen Regionen, wo der Sonnenschein des Goldes ewig lacht, treffen wir die gewaltigsten Kapital- und Wirtschaftsgebilde an, vor denen eine ganze Welt bereitwilliger als vor den mächtigsten Kriegsherren der Vergangenheit ihr demütiges Knie beugt.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen die Anstrengungen der Bauernschaft zur Verbesserung ihres materiellen Loses. Eine unübertragliche Waffe in ihrem Befreiungskampfe sind die Raiffeisenkassen.

Es ist keine andere Kreditinstitution in der Lage, mit derart bequemen und zuverlässigen Kreditformen und Kreditmitteln so billigen und ausreichenden amortisationsweisen Betriebskredit zu gewähren, wie die örtliche Kreditgenossenschaft nach dem System Raiffeisen, deren finanzielles und moralisches Fundament in der unbeschränkten Solidarhaft der Mitglieder begründet ist. Dazu gesellen sich noch einige weitere vorteilhafte Momente, wie die relativ enge Begrenzung des Wirkungskreises (eine Gemeinde), außerst billige Verwaltung, Beschränkung der Darlehensgewährung auf die Mitglieder, vorsorgliche Deckung aller Darlehen. Einlagen werden in diese Kassen gerne und reichlich gemacht, da das ganze Geschäftsgebaren, sowie die solidarische Haftbarkeit sämtlicher Mitglieder die denkbar größte Sicherheit gewähren.

Wir haben in den Raiffeisenkassen ein bewunderungswürdiges genossenschaftliches Werk vor uns, das in der segensreichsten Weise die Hebung des Bauernstandes bewirken muß.

An manchen Orten waren weitblickende Lehrer und Schulmänner die ersten Pioniere und Stützen der Raiffeissen'schen Bewegung.

All' diesen organisatorischen Bestrebungen der verschiedenen Stände, in denen unverkennbar ein großartiger und tief christlicher Gedanke ein-

geschlossen liegt, sollen wir verständnisvoll gegenüberstehen und sie nach Möglichkeit fördern. Aber nur im Zeichen des Kreuzes Christi kann und wird es eine Lösung geben.

* * *

Es drängt sich nun die Frage auf, wie weit soll sich die Schule befassen mit dieser dringendsten und kompliziertesten aller Weltangelegenheiten?

Auf dem Kongreß für Schule und Erziehung in Wil wurden die folgenden Leitsätze als soziales Programm für die Volksschule aufgestellt.

1. Auch die Volksschule hat eine soziale Aufgabe.
2. Sie besteht darin, daß die Volksschule durch die Erziehung der Jugend mitwirkt an der Erweckung und Erhaltung des christlich-sozialen Geistes d. h. des Geistes der gesellschaftlichen Solidarität, der eine Frucht des christl. Religionsunterrichtes ist.
3. Sie soll aber auch durch ihr Lehrprogramm, ihren Stundenplan und ihre Unterrichtsmittel darauf Bedacht nehmen, eine Jugend zu erziehen, welche geistig und körperlich befähigt ist, mit Freude sich den Berufen zu widmen, die nach lokalen Verhältnissen der Zuführung junger Kräfte am meisten bedürfen.
4. Die Volksschule soll also in dieser Hinsicht auch auf die sozialen und wirtschaftlichen Bedürfnisse des Landes Rücksicht nehmen.

Würde sich die Schule etwas mehr auf diese soziale Seite ihrer Aufgabe befinnen, so würde sie sicher an Bodenständigkeit gewinnen und wieder ein Stück jener Lebensfremdheit verlieren, die ihr heutzutage immer noch anhaftet.

Die Schule darf nicht teilnahmslos und weltfremd vorübergehen an diesem gewaltigen Ringen der Menschheit unserer Tage. Aber sie kann anderseits auch nicht hinabsteigen auf die Arena der politischen und der sozialen Kämpfe.

Wollte man die Volksschule gegen große Zeitströmungen, wie die soziale verschließen, so wäre das gleich töricht, wie wenn man die Fenster der Schulzimmer verschlossen halten wollte, damit die frische Luft ferne bleibe. Unter Pflege eines christlichen sozialen Geistes muß man nicht das Agitieren für Gewerkschaften, Lohntarife, Reduktion der Arbeitszeit, nicht das Hezen gegen Kapitalismus und Arbeitgeberthum verstehen. Sie besteht vielmehr darin, daß man in der Schülerseele die Hochachtung erweckt vor jeder Arbeit, vor derjenigen des Flickschusters, des Fabriklers und Straßenkehrers, daß man in ihr Verständnis weckt für die Schwere des Daseinskampfes in den unteren Ständen, für die hohe Mission -eines jeden Standes in der Gesamtheit der Gesellschaft, für soziale Rechte und soziale Pflichten. Man wecke das Bewußtsein, daß es keine Schande, sondern eine Ehre ist, ein tüchtiges Dienstmädchen oder ein wackerer Bauernknecht zu sein, und daß das Glück

der ärmeren Scholle auf dem Lande oft größer ist, als all' das flimmernde Schaumgold der Städte. Auch ein Schulbuch dürfte soziale Fäden im christlichen Sinne ins Kinderleben hineinspinnen.

Am st. gallischen Lehrertag in Wil forderte Rob. Seidel, daß die Wissens- und Lernschule der Gegenwart zur Arbeits- und Erziehschule der Zukunft werden solle. Diese seine These ist die Quintessenz eines Buches, das Seidel in Leipzig herausgegeben hat unter dem Titel: **Die Handarbeit als Grundstein harmonischer Bildung.** Die Ausführungen Seidels, wie manches Gute man ihnen auch entnehmen kann, leiden zu sehr an der Einseitigkeit des sozialistischen Standpunktes. Es ist wahr, daß Kind soll nicht dazu verurteilt sein, Stunden und Stunden lang in dumpfer Schulstube zu sitzen und seinen Kopf mit allen möglichen Kenntnissen vollstopfen zu lassen, die bloße Lernschule, die Auffütterung mit Intelligenz ist ein verderbliches Uebel, worunter wir heute schwer zu leiden haben; es soll harmonische Abwechslung walten, damit alle Seelenkräfte des Kindes zu ihrem vollen Rechte kommen. Aber es wäre weit gefehlt, wollte man schon in der Schule die einseitige, übermäßige, sozialistische Kultur der Arbeit pflegen. Alles mit Maß, sei auch hi-r die Devise des goldenen Mittelweges.

Auch das geht in der Volksschule nicht an, eine Reihe nationalökonomischer Begriffe dem Schüler zu vermitteln. Diese Aufgabe bleibe ruhig der Zukunft überlassen. Von Nutzen aber dürfte es sein, in höheren Klassen auf die großen wirtschaftlichen Kämpfe der Gegenwart und auf die Riesenanstrengungen hinzuweisen, welche die Arbeiter und nicht weniger die Arbeitgeber aufzubieten, um in diesen Kämpfen nicht zu erliegen. Wenn man Vaterlandskunde hat und ihr einen kulturschichtlichen Einschlag gibt; wenn man in der Geographie auf die Landesindustrien zu sprechen kommt; wenn man in einer Erzählungs- oder Konzentrationsstunde den Blick hinauswirft aus der Enge der Schulstube auf das bunte Getriebe der heutigen Menschheit; wenn man im Deutschunterricht ein Lesestück behandelt oder einen Aufsatz bespricht, wie leicht und wie ungezwungen lassen sich da Straßen und Wege bauen mitten hinein ins moderne soziale Leben, und wie angenehm wird dadurch der Unterricht belebt und modernisiert. Manches Goldkorn kann der Lehrer, dem die soziale Frage in ihrer Genesiss, in ihren großen Bestrebungen, in ihren Lösungsversuchen bekannt ist, in die empfänglichen Ackerfurchen des Kindesgemütes streuen, ohne daß er Gefahr lauft, in klassenkämpferische Geleise zu kommen. Hier möchten wir der Schule da und dort etwas mehr sozialen Kurs wünschen. Eine gewisse Wärme und Weitherzigkeit in Behandlung solcher The-

mata böte dem Lehrer die Möglichkeit, eine herrliche soziale Mission zu erfüllen im Sinne der Ueberbrückung von klassenden, volkschädigenden Gegensätzen. Möge die moderne Pädagogik, unserer ernsten stürmisch bewegten Zeit entsprechend, mit etwas mehr sozialem Geist sich salben lassen. Auch ein Hinweis auf gewisse Arbeiter- und Arbeiterinnen-Organisationen, die in christlichem und vaterländischem Geiste wirken, dürfte in den obersten Klassen nicht schaden.

Wichtiger jedoch als alle diese Mittel sozialer Schulung, die eben doch nur Palliativmittel bleiben, ist das, daß die Schule den Kindern ein wahrhaft soziales Empfinden beibringt und gewisse für das Sozialwohl bedeutungsvolle Grundsätze tief in ihre Seele einprägt. Das ist soziale Tätigkeit im edelsten Sinne des Wortes. Sie wird der Schule reiche Früchte tragen. Schon die Einführung der Jugend in die lebendigen Tatsachen menschlicher Lebensgemeinschaft hat eine anregende und aufklärende Bedeutung. Der erste Einblick in das soziale Elend hat schon in vielen Menschen, die gedankenlos ihr Leben genossen, das Gewissen mächtig geweckt und auf ihre ganze Lebensanschauung und Lebensführung veredelnd gewirkt. In diesem Sinne hat die Einführung in die Haupttatsachen des sozialen Zusammenwirkens der Menschen für Kinder nicht nur den Wert, daß sie ihnen Ehrfurcht vor der menschlichen Arbeit beibringt und ihnen gegenwärtig hält, wieviel aufgebrauchtes Menschenleben in allen ihren Gebrauchsgegenständen und Spielsachen niedergelegt ist, sondern sie auch anregt, den arbeitenden Klassen gegenüber pietätvoll aufzutreten und sie mit Höflichkeit und Dankbarkeit zu behandeln. Ein schönes Beispiel, wie die einfachsten Sujets eine wahre Fundgrube sozialer Goldkörner enthalten und nur der verständnisvollen Ausbeute harren, bietet Dr. Förster in seiner Jugendlehre unter dem Titel: „Unser Frühstück“. (S. 878.)

Anser Frühstück.

Sagt einmal, Kinder, habt ihr wohl eine Ahnung davon, wieviel Menschen arbeiten müssen, bloß damit morgens euer Frühstück auf dem Tisch steht? Und in wieviel Erdteile ihr gehen müsstet, um ihnen die Hand zu drücken und dafür zu danken? Da ist zuerst der Kaffee. Woher kommt er? Meist aus Brasilien, vielleicht auch aus Java oder Arabien. Stellt euch einmal vor, durch wieviel Hände er geht, bevor er vom Kaffeestrauch gepflückt, übers Meer gebracht, gebrannt und gemahlen, endlich dampfend auf eurem Tisch steht. Das Korn eures Brotes ist vielleicht auf den Ebenen Russlands oder in Amerika gewachsen und von Menschen gemäht und gedroschen, deren Sprache ihr gar nicht verstehst. Ist es gedroschen, dann bekommt's der Müller und dann der Bäcker, der die halbe Nacht daran arbeitet, euch warmes Gebäck zum Frühstück herzustellen. Wenn ihr noch im warmen Bett liegt, Klingelt's draußen, und wenn das Mädchen endlich aufmacht, steht ein Korb mit Brot vor der Tür, und der

Bäckerjunge ist auf der Treppe eingenickt. Dann denkt daran, wieviel Menschen nötig sind, um euren Zucker zu bereiten, entweder aus der Rübe oder aus dem Zuckerrohr. Milch und Butter hat auch schon viele Hände in Bewegung gesetzt, bevor sie endlich zu euch kommen, und wenn ich nun erst anfangen wollte zu fragen, wer die Tassen, die Teller und Löffel gearbeitet, wer die Kohlen gehackt und gefahren, die euch das Zimmer wärmen, wer den Tisch und die Stühle gemacht, und woher er wieder das Holz und das Rohr und den Lack bezogen hat; wieviel Hände gehämmert und gelopft haben, um euer Haus zu bauen, und wieviel Köpfe darüber nachgedacht haben — wahrhaftig, es käme eine unabsehbare Menschenmenge zusammen, die euch bei eurem Frühstück zusähe. Und wenn nun gar alle, die aus den Gräbern aufstünden, welche die Werkzeuge und Maschinen erfunden haben, mit denen sich heute unsere Versorgung so leicht und reichlich bewirken lässt — es wäre auf der ganzen Erde nicht Platz. Und das alles bloß wegen des Frühstücks — denn von den anderen Mahlzeiten und von der Kleidung wage ich gar nicht einmal zu reden.

Sagt einmal ganz offen — habt ihr wohl morgens beim Kaffeetrinken schon jemals daran gedacht? Oder habt ihr bloß geschlürft und gedacht: „Es schmeckt das gut.“ Wisset ihr auch, daß solch' gedankenloses Essen noch viel gefährlicher ist für den Menschen, als das schnelle Herunterschlungen der Speisen? Man gewöhnt sich nämlich dadurch überhaupt daran, zu vergessen, wie sehr ein jeder abhängt von seinen Mitmenschen und wie all unser äußeres Glück und Behagen und die Sicherheit unseres täglichen Lebens ein Geschenk der gemeinschaftlichen Arbeit von Tausenden von Seelen und Händen ist. Wer das aber vergibt, oder wem das überhaupt niemals deutlich wird, der wird sich dann im Leben so aufführen, als ob er allein da sei, und überall die Menschen so behandeln, daß sie Lust und Freude daran verlieren, für ihn zu arbeiten. Er wird mit plumpen Händen das feine Gewebe der Leistungen und Gegengaben zerreißen. Er wird undankbar nach allen Seiten werden — denn wer auf einem Auge blind wird, der verliert nur zu leicht auch das zweite — er wird auch die Liebe seiner Eltern und seiner Freunde ruhig hinnehmen, ohne bei der Gabe an den Geber zu denken. Dankbar kommt nämlich von Denken und bedeutet eben gerade, daß man nicht alles so gedankenlos einschlürft wie der Walisch das Wasser, sondern sieht, wie alles zusammenhängt und wie ohnmächtig man durch sich selber ist. Undankbare Menschen aber werden früher oder später ausgestoßen so wie Fremdstoffe aus dem Körper, sie passen nicht in das menschliche Leben — denn der ganze Bau der Gesellschaft ruht auf Gemeinschaft und Gegenseitigkeit, und der Mittelpunkt ist die Dankbarkeit, ohne die alles zusammenbrechen würde. Und wenn es irgendwo einmal bricht und ächzt im Bau der Gesellschaft und die Fugen sich lockern, so könnten ihr sicher sein, es kommt daher, daß an irgend einer Stelle nicht genug Dankbarkeit sitzt.

Darum segnet schon euer Frühstück durch Dankbarkeit — denkt wenigstens einmal an den Bäckerjungen, der euch die Nachtruhe opfert und morgens auf den kalten Straßen herumslappert — seid sicher, die Gewohnheit wird euch segensreich werden im ganzen Leben — weil sie nämlich die Gedanken und die Phantasie des Menschen daran gewöhnt, immer einen möglichst großen Teil des wirklichen Lebens vor Augen zu haben und nicht bloß einen winzigen Ausschnitt. In manchen Familien spricht man ein Tischgebet: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast“. Das ist gewiß ein schöner Brauch — aber wisst ihr auch, daß unser Essen nur dann gesegnet wird durch Jesus Christus, wenn wir dankbar an alle die Menschen denken, die mit ihrer Hände Arbeit unsere Nahrungsmittel erzeugt und bereitet haben?

Wer so der Arbeit gedenkt, der kann nie mehr hochmütig und gedanken-

los handeln, wo immer er mit Arbeitern zu tun hat. Er wird den einfachsten Handlanger ehren, weil seine Arbeit für das Ganze ebenso unentbehrlich ist wie die Berechnungen des Peiters — er wird Platz machen, wenn ihm ein beladener und bepackter Arbeiter begegnet, statt es ruhig anzunehmen, daß dieser seinetwegen einen Umweg macht; er wird aufstehen in dem Tram, wenn Arbeiter schwer ermüdet von der Arbeit heimkehren und keinen Platz mehr finden — er wird die Beute nicht draußen im Korridor stehen und warten lassen, sondern ihnen einen Stuhl hintragen. Und er wird seinen Hut vor ihnen mindestens so tief ziehen wie sie vor ihm — kurz, er wird durch jedes Wort und jedes Tun zeigen, daß er zu dem Orden der Gingeweihten gehört und nicht zu den Stumpfen und Blinden, die ihre Suppe einlöffeln und ihre Kleider anziehen genau so gleichgültig, wie die Pferde im Stall ihren Hafser kauen und sich ihr Geschirr anlegen lassen.

Das Leben der Gingeweihten ist ein frommes und seliges Leben, denn alle Tatkbarkeit macht fromm und selig.

Förster bietet noch zahlreiche andere Beispiele in verschiedenen Teilen seiner Jugendlehre, aus denen dieser edle und veredelnde soziale Zug herausleuchtet.

Es sei besonders hingewiesen auf die ergreifenden Erzählungen (v. 344 ff.), die den Titel tragen: Hinter den Kulissen — Das Lied vom Hemde — Unter der Erde — Der Lehrer — Das Gesicht des Menschen Das Dienstmädchen — Die arme Marie — Die gesickte Hose. Reichstes und feinstes soziales Leben und Empfinden quillt herzenswarm aus diesen schlichten lebenwahren Skizzen. Ja, wenn die Schule so arbeitet und so erzieht, dann ist sie wie ein Heiligtum, von dem ein Segenstrom hinausfließt ins ganze Land, und wo ein sozial veredeltes Geschlecht erzogen wird. In solchem Unterrichte bahnt sich eine tiefe, wurzelhafte Lösung der sozialen Frage an. Der sozial geschulten Jugend die sozial verbesserte Zukunft!

Indessen, damit alle aus den obigen Beispielen entspringende Lehren und Grundsätze Halt und Festigkeit erlangen, damit der junge Mensch in dem sinnbötrenden Wirrwarr unserer Zeit die rechte Fährte nie verliere, darf ein festes, starkes Band, das sich um alle Verstandes- und Herzensbildung schlängt, nicht fehlen. Dieses starke, goldene Band, das ist die Lebens- und Weltanschauung, gleichsam der feste ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Es braucht vor allem in unseren Tagen ein solches starkes Band. Die christliche Welt- und Lebensanschauung bietet eine zuverlässige Totalanschauung, die für die verwickeltesten sozialen Probleme und Forderungen und Lebenslagen geeignet. Der größte Teil des sozialen Elendes, die Halt- und Hülflosigkeit so weiter Menschenkreise stammt daher, daß ihnen diese christliche Totalanschauung abhanden gekommen ist. Nun rasen die Ereignisse des modernen Lebens wie ein staubaufwirbelndes Auto an ihrem Auge vorüber, und sie

vermögen nicht mehr den Zusammenhang der Dinge, ihre philosophischen Beziehungen zu erkennen. Dann werden sie in den Taumel mit hineingerissen und wissen keinen Ausweg, keinen Rat und keine Hülfe mehr. Diesen großen Geahren gegenüber soll die Schule jene alten heiligen Sterne wie ein mahnendes Sursum corda am Himmel des Kindes aufleuchten lassen: Den Danken an die allwaltende Vorsehung, an die in der Menschengeschichte waltenden gerechten Gesetze Gottes, an die durch Christus begründete Solidarität und Brüderlichkeit aller Menschen, an das Woher? und Wie? und Warum? und Wohin? des Menschenlebens. Ohne zur aufdringlichen Predigt zu werden, können diese großen, tröstenden, in schwerer Lebensart oft so unentbehrlichen Gedanken wie freundliche Sonnenstrahlen durch das Schulzimmer leuchten und so eine Generation heranziehen, die den schweren kommenden Kämpfen des Lebens gewachsen ist. Wohl dem Kinde, das mit einer vom lebendigen Christenglauben ihm eingepflanzten Totalanschauung von Welt und Beruf und Leben die Schule verläßt. Es wird in seiner eigenen Seele und in seinem Wirkungskreise die soziale Frage lösen. Es wird auch, was ebenfalls die Schule ihren Bürglingen nicht tief genug einprägen kann, lebendig von dem Sohn überzeugt sein: Ohne Selbstreform nie und nimmer eine echte wirkliche Sozialreform. Die Schule möge den Geist der Selbstbeherrschung, der Mäßigkeit, des Kampfes wider jede Art von Gemeinheit als hl. Erbgut bewahren und weiterpflanzen. Dadurch wirkt sie als großer Bahnbrecher der Sozialreform. Unter den vielen Feinden, welche das Volkswohl bedrohen, ist heute die Genußsucht in ihren mannigfaltigen Formen fast der schlimmste. Ihr gelte der unermüdliche Kampf. Man kann sie aber nur besiegen, wenn edlere Genüsse, hohe Gedanken und leuchtende Ideale die jugendlichen Geister von der Knechtschaft des niederen Menschen befreien. Ohne Selbstreform keine Sozialreform.

Drängt sich nicht manchmal dem ernsten gewissenhaften Lehrer, wenn er vor seiner Klasse steht, die bange Frage auf: Was wird wohl aus diesen Kindern werden? Doppelt bange in unsren Tagen, wo der Daseinskampf ein jedes Menschenkind so schonungslos erfaßt, wo das Schwungrad der Entwicklung im sausenden Tempo mit den Menschen spielt. Bis zu einem gewissen Grade kann man sagen: Das werden diese Kinder sein, was die Schule aus ihnen macht. Möge sie dieselben erziehen zu wahren Menschen, zu aufrichtigen Christen, zu entschiedenen Charakteren, zu sozial denkenden und empfindenden Gliedern der Gesellschaft. Dann hat sie ihre schönste modernste Aufgabe siegreich gelöst.

Sie wird diese ihre hohe und herrliche providentielle Mission erfüllen, wenn die Jugendbildner selbst auf der Höhe ihrer Zeit stehen, dem raschen, warmen Pulsschlag dieser Zeit mit Liebe lauschen, ihre männlichen, feurigen Lehren tief in die Seele schreiben und selber sozial geschulte und sozial fühlende Männer geworden sind. Der wahrhaft sozialen Schule die sozial bessere Zukunft!

Neue Wege und Ziele für die deutsche Sprache.*)

Albert Stähly, St. Gallen, Schweiz.

(Nachdruck verboten.)

Leitgedanke: Das wichtigste Erziehungs- und Bildungsmittel in Schule und Leben ist die Sprache; sie verleiht dem Denken die Form des Wortes, sie vermittelt die Ergebnisse des Denkens an die Allgemeinheit. Die geistigen Werte eines Volkes werden besonders in dessen Sprache offenbar; je leichter diese geistigen Werte durch die Sprache vermittelt werden, um so größer ist die Bedeutung des Volkes in der Welt. —

I.

Jedermann, der sich mit lebenden Sprachen beschäftigt, wird mit Bewunderung hinblicken hauptsächlich auf die Franzosen und Engländer, die in ihren Akademien Anstalten besitzen, welche die Gesetze über Reinheit und Schönheit der Sprache feststellen und dadurch es ermöglichen, daß ziemlich einheitliche Sprachlehrmittel besonders in Volks- und Mittelschulstufe für ihre eigenen sowie für ihre beeinflußten Sprachgebiete geschaffen werden.

Auf diese Weise wird der Sprachunterricht schon in seinen Anfängen ziemlich einheitlich geregelt, nach Möglichkeit auf das Maß des Notwendigen beschränkt, leicht, anschaulich und überzeugend gestaltet; der Lernende wird im unmittelbaren Anschluß an die Kenntnisse in der Mundart, seiner eigentlichen, von frühester Jugend an gehörten und

*) Wir bringen obige uns ohne jede persönliche Verwendung eingesandte Arbeit glossenlos. Mag auch da und dort einer divergierender Ansicht sein, so finden wir doch die Arbeit sehr zeitgemäß und sehr beachtenswert. Selbstverständlich stehen für sachliche Gegenansichten die Spalten offen. Die Chefredaktion.

gleichsam unbewußt erlernten Muttersprache, mit der aus den Mundarten seines Volksstamms entstandenen Schriftsprache durch Vergleichung bekannt gemacht.

Unterstützt von besteingerichteten literarischen Gesellschaften, die fast alle Volkskreise umfassen, erhält der gute Sprachgebrauch, nachdem er seine erste Pflege in der Volks- und Mittelschule empfangen hat, dann im Familien- und Gesellschaftskreise seine Weihe und Würdigung, da die eigentliche Anwendung der Kenntnisse in der Schriftsprache als eine Forderung der Bildung im betätigenden Leben an jeden Einzelnen herantritt.

So lernen die nachkommenden Geschlechter die Schriftsprache im Sinne ihrer eigentlichen Muttersprache leichter und nachhaltiger, als dies bei den deutschsprachigen Volksstämmen der Fall ist, bei welchen die Mundarten, sowie deren stark vorherrschende Einwirkung in der Schriftsprache, besonders im mündlichen Verkehr, zahlreicher und eingeschwächer sich vorfinden.

Gerade dieser letzter genannte Umstand trägt die Schuld daran, daß die deutsche Schriftsprache allgemein, selbst von deutschen Volksstämmen, für eine Sprache gehalten wird, die sehr schwierig zu erlernen sei. Und in der Tat, bei dem heutigen Stande der Erlernung und der wirklichen, besonders mündlichen Anwendung der erlernten, deutschen Schriftsprache ist dieser Vorwurf leider nur zu berechtigt.

Nebst andern mitwirkenden Umständen hat aber besonders diese allgemein verbreitete Ansicht zur Folge, daß die deutsche Schriftsprache selbst in deutschen Schulen mit Widerwillen erlernt und im späteren Leben fast allgemein nur mit Widerwillen gesprochen wird, und daß in den sprachlichen Grenzgebieten ein fortwährender Kampf um die Sprache geführt werden muß, der ebenso fortwährende Verluste für das deutsche Sprachgebiet nach sich zieht.

Ein Zahlenbeweis für diese letztere Tatsache ist, daß z. B. in der drei- bzw. vierprachigen Schweiz das deutsche Sprachgebiet nach statistischen Feststellungen innerhalb der letzten zehn Jahre etwa 4 % zu gunsten des französischen eingebüßt hat; des Weiteren — wie es in Deutschland und in Österreich um die gemischtsprachigen Kampfgebiete steht, ist bekannt genug.

Und doch — die deutsche Sprache ist nicht schwieriger zu erlernen, als irgend eine andere lebende Sprache; das beweisen uns gebildete Ausländer, besonders Italiener, Engländer, Franzosen, die nach verhältnismäßig kurzer Unterrichtszeit in den weitaus meisten Fällen richtig und reiner gutdeutsch sprechen und schreiben, als der durch-

schnittlich gebildete Deutschsprachige mit seinen sechs bis acht Jahren Volksschule und meistens noch einigen Jahren Mittelschule. Allerdings haben diese Ausländer den Vorteil, die deutsche Schriftsprache gestützt auf die Grammatik ihrer Muttersprache zu erlernen; sie haben also festen Untergrund, auf den sie bauen können. — Diesen gleichen Vorteil kann sich die deutsche Volksschule aber ebenfalls sichern, wenn die Mundart, diese eigentliche Muttersprache der deutschen Volksstämme, und im Anschluß daran auch die gutdeutsche Sprache, schon in den untern Klassen wenigstens grundsätzlich grammatisch festgelegt und ebenso grundsätzlich erklärt wird; (Vergl. „Deutsche Sprache“ Borw. S. VIII/IX von Albert Stähly) es kann sich hierbei nur um die Feststellung und Einübung der grammatischen Tatsachen, ohne Regeln, handeln — nämlich der Wortarten, der Säkarten, der Säktheile, sowie der gegenseitigen grundsätzlichen Verhältnisse derselben, selbstverständlich mit den später gebräuchlichen grammatischen Benennungen, — wodurch dem Schüler für die Behandlung der eigentlichen, schriftsprachlich vollständigen Grammatik in den obren Klassen die nötigen Grundbegriffe und die nötige Grundlage zu raschem Erfassen, richtigem Verständnis und selbständigem Verarbeiten gegeben werden. Im bisher angewandten deutschen Sprachunterricht wird überhaupt die grammatische Tatsache zu wenig berücksichtigt; aus ihr ergibt sich ja die Regel, welche der Schüler unter kundiger Leitung des Lehrers, gestützt auf ein Lehrmittel, welches die grammatische Tatsache in jedem einzelnen Säktheile darstellt und hervorhebt, selbständig und selbsttätig finden und auch in Worte fassen kann. Die meisten deutschen Sprachlehrmittel sind gerade deshalb für den Schüler schwerverständlich, weil sie von „abstrakten“ Regeln ausgehen und erst dann zu „konkreten“ Tatsachen führen, statt daß der umgekehrte, viel natürlichere, viel leichtere und durchaus sicherere Weg gezeigt und auch verfolgt wird. — Soll der Schüler überhaupt durch die Schule von seiner Muttersprache etwas mehr erlernen, als nur den Gesellschafts- und Berichterstatterton, so muß er in genannter Weise schon in der Volksschule, als in der hierbei in Frage kommenden Bildungsstufe, geordneten, gewissermaßen abschließenden grammatischen Unterricht erhalten, und zwar mit kluger Auswahl und klarer, anschaulicher Darstellung des nicht immer gesüglichen Sprachstoffes.

Ist es doch eine Erfahrungstatsache, daß Sprachen überhaupt am leichtesten und erfolgreichsten hinsichtlich sowohl des Sprechens und Sprechenhörens als auch des Lesens und Schreibens durch grammatischen Unterricht erlernt werden können; — weshalb soll dann dieser sichere und erfolgreiche grammatische Unterricht beim Lehren und Lernen der

deutschen Schriftsprache umgangen oder nur durch den mehr als „problematischen“, sogenannten „gelegentlichen Hinweis während der Lektüre“ ersetzt werden? — Mit Rücksicht auf die tausendartigen grundverschiedenen Mundarten im ganzen deutschen Sprachgebiet ist eine einheitliche grammatische Belehrung und gründliche Selbstübung in der klassischen deutschen Schriftsprache in der genannten hiefür entscheidenden Bildungsstufe bei den heutigen Handels- und Verkehrsverhältnissen gewiß eine Sache der Notwendigkeit und im eigensten „Interesse“ aller deutschen Volksstämme gelegen, sich selbst gegenüber sowohl, als auch gegenüber den andern Völkern des Erdalls.

Wo man nicht, oder nur spärlich, oder auch zu spät fällt, wird man nicht erfreulich ernten.

Der deutsche Sprachunterricht ist an der Volkss- und Mittelschule durch die etwas überschätzte und zu einseitig angewandte „phonetische“ Methode mehr ein Sprechunterricht geworden, bei welchem der Schüler selbstverständlich eine gewisse Fähigkeit und Geläufigkeit erwirbt, sich mehr oder weniger richtig auszudrücken, wobei er meistens jedoch nur die Mundart ins Schriftdeutsche übersetzt und dem persönlichen Gefühl für Wohlklang folgt; daß aber ein Verständnis, ein Bewußtsein bezüglich sprachgeschichtlicher Richtigkeit oder Unrichtigkeit, „stilistischer“ Schönheit oder Unschönheit seines Sprechens und Schreibens dabei vorhanden wäre, das ist durchaus unmöglich, weil ihm Grundlage, Maß und Richtung zu einer entsprechenden, selbständigen Nachprüfung fehlt. Durch bloß mündliche Übungen sowie durch meistens nur mündliche und auch so nur gelegentliche Berichtigungen durch den Lehrer, ohne inneren Zusammenhang mit eigentlicher Sprachlehre, sei es während der Lektüre ausgewählter Stücke, sei es während der Besprechung der schriftlichen Arbeiten, kommt weder Lehrer noch Schüler zum notwendigen Abschluß, zumal die schriftlichen Arbeiten gerade als sprachliche Denksübungen in der Volkss- und Mittelschule infolge Mangels jeder tieferen Kenntnis im Bau der Sprache bezüglich Form und Inhalt meistens arm und ungenügend aussfallen. — Der Schüler verläßt somit die Schule ohne den festen Untergrund an Kenntnissen in seiner Muttersprache; — er muß durch eigene, vollständig neue Arbeit sich nachgerade grammatisch selbst bilden, um leisten zu können, was eine einigermaßen höhere Lebensstellung sprachlich von ihm verlangt; (Beweis hiefür ist die nicht unbeträchtliche, meistens jedoch minderwertige, nichtsdestoweniger aber von Erwachsenen stark benützte Literatur bezüglicher Selbstunterrichts- und Fortbildungsmittel, Briefsteller, Musterbriefsteller, usw.;) — oder er muß seine diesbezüglichen Kenntnisse beim Erlernen fremder Sprachen

ergänzen, statt daß er die fremden Sprachen, gestützt auf seine Muttersprache, erleichtert lernen kann, oder, — was in den meisten Fällen geschieht, — er bleibt in bezug auf seine Muttersprache eben unfertig stehen: — sein Sprachgefühl ist und bleibt stumpf.

Einen vollen Beweis hiefür liefern gemäß jahrelanger einlässlicher Beobachtung und Nachforschung einerseits die meisten Schüler der Volks- und Mittelschule, denen beim völligen Austritt aus der Schule leider fast allgemein sprachliches Unvermögen nachgewiesen werden kann, anderseits die große Mehrzahl der im praktischen Leben stehenden Deutschsprecher, denen aus Unkenntnis oder doch sehr mangelhafter Kenntnis der grundsätzlichen Sprachgesetze die Fähigkeit abgeht, daß in klarer, gewandter und schöner Form zum Ausdruck zu bringen, was sie als Menschen schließlich doch fühlen und denken, und was sie folglich auch sprechen und schreiben wollen; auch sie sprechen und schreiben unbehülflich und flüchtig und gleichgültig meistens nur in die Schriftsprache gleichsam übersetzte Mundart. — Uebrigens, prüfe und kenne sich jeder hierin selbst! —

Wird dagegen durch unmittelbare Anschauung schon dem Volks- und Mittelschüler die Kenntnis der Sprachgesetze einfacher und somit auch bleibender vermittelt, so wird die Beobachtung dieser Sprachgesetze für ihn im späteren Leben Bedürfnis; Selbstzwang führt ihn zur Anwendung der erlernten Schriftsprache, und die Schule erfüllt folglich erst auf diese Weise ihre Pflicht vollständig, die sie ihm gegenüber bezüglich seiner Muttersprache hat; das Sprachgefühl wird dadurch allgemein geweckt und geschärft. —

Den deutschen Volksstämmen fehlt überhaupt jenes tiefe, einheitliche Etwaś anderer Kulturvölker, das man am richtigsten „sprachliches Stammesgefühl“ nennen kann.

Dieses sprachliche Stammesgefühl sollte uns dazu führen, die äußerst zahlreichen mundartlichen Unklänge zu vermeiden und die richtige deutsche Schriftsprache nicht bloß schriftlich, sondern auch, und zwar besonders, mündlich im gesellschaftlichen Leben anzuwenden; wir sollten uns nicht bloß begnügen, sozusagen nur „offiziell“ gutdeutsch zu sprechen und sprechen zu hören, sondern uns Mühe geben, namentlich im stets mannigfacher sich gestaltenden Handels- und Verkehrsleben uns der zugleich von Fremdwörtern möglichst freien gutdeutschen Sprache bedienen zu können; daß wir dies alles nicht mit Leichtigkeit zu tun imstande sind, dürfte uns zur Genüge wiederum beweisen, daß wir mit unserm gegenwärtig gestalteten, sechs bis acht Jahre dauernden Volksschulunterricht, dem meistens noch einige Jahre Mittelschulunterricht folgen, sprach-

lich tatsächlich nicht jene Ziele erreichen, die wir in dieser verhältnismäßig langen Unterrichtszeit erreichen sollten, und daß uns infolgedessen die nötige Grundlage zu späterer, selbständiger, sprachlicher Weiterbildung fehlt.

Die Redensart, — Ich red', wie mir der Schnabel gewachsen ist, — sollte in dieser Hinsicht nicht mehr gelten dürfen als Entschuldigung, ja sogar als Rechtsanspruch für unverantwortliche Vernachlässigung und Unkenntnis oft der grundsätzlichsten, sprachlichen Gesetze; — es fehlt uns eben das sprachliche Stammesgefühl, seine folgerichtige, zielbewußte Pflege besonders in der Volks- und Mittelschule, und damit auch ein allgemein geregelter Sprachgebrauch im betätigenden Leben.

Man lasse einmal norddeutsche, mitteldeutsche, süddeutsche, österreichische, deutschschweizerische Jugend nur fünf bis zehn Jahre lang sich nach einem einheitlichen grammatischen Lehrmittel sprachlich bilden, und man wird mit Genugtuung wahrnehmen, wie auch Aussprache und Rechtschreibung im ganzen deutschen Sprachgebiete besser werden, wie mächtig überhaupt die zu tieferem Empfinden gelangende sprachliche Genossenschaft auf das Gefühl der eigentlich völkischen Stammesgenossenschaft wirkt.

Die hierdurch gestellte, in Wort und Schrift äußerst wichtige, deutschvölkische Aufgabe kann jedoch, wie die einheitliche Rechtschreibung und Aussprachlehre, nur auf dem Boden der Volks- und Mittelschule ausgeprüft und gelöst werden; sie ist ihrer Natur nach, wie die Rechtschreibung und die Aussprachlehre, eine Aufgabe der Zukunft. Indessen dürfte jeder, dem die Pflege der deutschen Sprache als Muttersprache wirkliche Herzenssache ist, und der in Erkenntnis der volksbildlichen Macht einer reinen, richtigen und einheitlichen Sprachbelehrung der gesamten deutschsprachigen Jugend an einer durch die Handels- und Verkehrsverhältnisse notwendig gewordenen Umgestaltung des deutschen Sprachunterrichts mithelfen will, sich mit aller Hingabe der Prüfung dieser Angelegenheit widmen. Die Mundarten können und werden dabei bestehen bleiben — sie werden durch die oben angeregte Grundlegung ihrer eigenen, nur die Tatsachen, keine Regeln, feststellenden Grammatik, die jeder Lehrer den Verhältnissen seines Landes und seiner Schule entsprechend selbst vornehmen kann — ja sogar noch gepflegt; was aber die Angelegenheit äußerst bedeutungsvoll macht, ist, daß die mundartlichen und fremdsprachigen Ausdrücke und Wendungen im Gebrauch der Schriftsprache verschwinden werden, und daß eigentlich erst dadurch eine reine, alle deutschen Stammvölker umfassende, wirklich allgemein auch einheitlich gesprochene deutsche Sprache geschaffen wird. — Man gestalte den

deutschen Sprachunterricht anschaulich, leicht und vor allem einheitlich, dann wird die deutsche Schriftsprache auch allgemein freudiger und mit mehr Erfolg in der Schule erlernt und im späteren Leben auch wirklich gesprochen.

Unbedingt notwendig aber ist das Eintreten auf diese Frage bei den bestehenden und sich weiter bildenden Handels- und Verkehrsverhältnissen sowie in Rücksicht auf die Anstrengungen, die andere Völker für den Ausbau und für die Ausbreitung ihrer Sprache machen; denn: die größte innerliche Macht eines Volksstammes ist seine Sprache; nur sie schafft und erhält Eigenart.

II.

Wie soll nun ein solches einheitliches deutsches Sprachlehrmittel für die Volkss- und Mittelschule, sowie für die selbständige sprachliche Weiterbildung im späteren Leben, beschaffen sein?

Nach ernstlicher Prüfung dieser Frage wird jeder durch die Frage selbst Angeregte zur Überzeugung kommen, daß die eigentliche Sprachlehre aus unsren Klassikern zu schöpfen sei, aus unsren Klassikern, die im ganzen deutschen Sprachgebiet als Meister der deutschen Sprache anerkannt und bewundert werden. In unseren Klassikern sind ja die Sprachgesetze, man kann sagen „plastisch“ enthalten und lassen sich auch am leichtesten plastisch, d. h. so recht augensfällig, daraus darstellen. Gerade die unveräußerlichen, grammatischen Tatsachen, die festen Formen und Gesetze der Sprache, auf denen sich eine deutsche Sprachlehre aufbauen muß, indem aus ihnen die Regeln leicht induktiv entwickelt werden können, finden sich besonders in Goethe-Schillerscher Sprache ausdrücklich vor und bilden sprachlich einen Grundstock, der nie aus der deutschen Sprachwelt verschwinden kann, ebensowenig, wie z. B. die festen Lehrsätze (Pythagoras, Euklid u. s. w.) aus der Geometrie, u. s. w. — Was ist klassischer Sprachgebrauch für uns überhaupt anderes, als eben grammatische Tatsache, aus der sich ebenso folgerichtig die Regel ergibt, — und nicht umgekehrt. —

Es dürfte sich dabei um einen mittelgroßen, abgeschlossenen schönen Lesestoff handeln, an Hand dessen die grammatischen Tatsachen und Regeln so klar und doch so kurz als möglich induktiv entwickelt und durch tafelförmige Darstellung anschaulich und somit leicht verständlich gemacht werden können. Der Lesestoff selbst müßte echt deutsches Leben schildern, edle Menschen mit großen Zielen vorführen und vor allem so beschaffen sein, daß er vom allgemeinsten alltäglichen Bericht in klassischer Anschaulichkeit bis zur Entwicklung höchster menschlicher Gedanken und Gefühle in ebenso klassischer Leichtfaßlichkeit das Wesen und

den Beruf der Sprache dem Lernenden zum Verständnis zu bringen vermag und ihn für eines der höchsten Heimat-Güter, für seine Muttersprache, begeistern kann und auch begeistern wird.

Es gibt für die Resultate des Denkens keinen andern Weg zum Willen und in das Leben, als die selbsttätige Bildungskraft. (Schiller.)

Die Sprache aber vermittelt die Resultate des Denkens an die Allgemeinheit. —

Das rein Stoffliche der Sprache muß also anschaulich gemacht werden, und zwar so anschaulich, daß dem Lernenden die Möglichkeit und die Gelegenheit geboten ist, beim Lernen diese seine selbsttätige Bildungskraft, die ja in fortwährendem Wachstum und in steter Entwicklung begriffen ist, dementsprechend anzuwenden, durch Verarbeitung klaren, anschaulichen Übungsstoffes wirkliche Eigenarbeit zu leisten, dabei seinen sich stets steigernden Wissensdrang zu befriedigen und durch eigene Verstandesarbeit sein Sprachgefühl und sein „logisches“ Denken zu schärfen.

Der bisher mehr „abstrakt“ gehaltene, deutsche Sprachunterricht muß „konkret“ gestaltet werden, — er muß durch das Lehrmittel Anschauungsunterricht werden; was der Lernende durch unmittelbare Anschauung lernt, vergibt er nicht so leicht wieder, da es selbsttätig seinem Verstande übermittelt wird.

Das kann erreicht werden durch tafelförmige Erklärung im Lehrmittel selbst, sowie im Anschluß an dasselbe mittelst Kreide an der Wandtafel, ferner durch Wandtabellen, besonders aber durch Ausführung von schriftlichen Übungen in tafelförmiger Anordnung, wobei der Lernende selbst den „praktischen“ Teil des Unterrichtes durchzuarbeiten hat, und zwar im innigsten, unmittelbaren Zusammenhang mit dem „theoretischen“ Teil. Immer und überall aber gelte der Grundsatz: die durch die tafelförmige Darstellung augensäßig gemachte grammatische Tatsache bilde den Angriffs- und Ausgangspunkt; die Regel von ihr abgeleitet, durch sie bewiesen und durch Übungen festgemacht, bilde, vom Lernenden in Worte gefaßt, das bleibende Ergebnis des möglichst selbständigen Denkens des Lernenden; sie befähige für alle Zeit zur Anwendung des Erlernten. —

Der Lernende sammelt ja für spätere Zwecke und für einen künstigen Gebrauch; daher hat der Lehrer (auch das Lehrmittel) dafür zu sorgen, ihn zum vollen Eigentümer der Kenntnisse zu machen, die er (es) ihm beibringt. (Schiller.) — Was man nicht versteht, besitzt man nicht. (Goethe.) — Nur dadurch aber werden bleibende Kenntnisse vermittelt, daß der Unterrichtsstoff klar und anschaulich im Lehr-, Lern-

und Übungsbuch dargestellt ist, und daß die selbsttätige Bildungskraft des Lernenden durch zielbewußte Pflege von Seite des Lehrenden geweckt und frisch erhalten wird. Der Lernende sei dabei Selbsterwerbender, der Lehrer freudiger Leiter, nicht „Dozent“.

Ziel der Volks- und Mittelschule aber dürfte es doch sein, den Schüler im wichtigsten Unterrichtsfache, in seiner Muttersprache, jene Kenntnis voll und ganz zu übermitteln, die ihm zu einer vertiefteren innerlichen Entwicklung der Persönlichkeit verhilft und ihn zu nutzbringender Geistesarbeit für sich und andere im späteren Leben befähigt. Der Erfolg dieser Arbeit wird darin bestehen, daß jeder mit dem durch seine volle Beherrschung der Muttersprache verfeinerten Verständnis und mit der dadurch selbst wieder erhöhten Willenskraft für edlere Lebensauffassung und edlere Lebensführung den Schund und Schmuck in Literatur und Kunst zurückweist und mit gesteigertem Bewußtsein persönlicher Verantwortung zu Wahrheit im Denken, Reden und Handeln mächtiger sich hingezogen fühlt; — dieser Zwang macht frei.

Man wird einwenden, eine solche Auffassung und Durchführung des deutschen Sprachunterrichtes an der Volks- und Mittelschule sei zu hoch, sei unmöglich, sei nicht notwendig, stehe nicht im Einklang mit bestehenden „Methoden“ und Lehrplänen. — Nun, unsere deutsche Schriftsprache und ihre Lehre sind gegenüber anderen lebenden Sprachen noch jung, sie sind grammatisch noch rückständig, sie haben grammatisch tatsächlich nicht jene Ausbildung erhalten, die der deutschen Sprache überhaupt bei ihrer Bedeutung als Weltsprache hätte zu teil werden müssen; durch eine wie in diesem Aufsatz dargebotene und auch begründete „Methode“ sind die deutsche Schriftsprache und deren Lehre wohl noch nie auseinandergelegt worden; nach den bisherigen Behandlungsweisen sind aber, darüber kann bei Kennern der Verhältnisse kaum ein Zweifel vorhanden sein, keine allgemein befriedigende Ergebnisse im Unterricht erzielt worden; somit dürfte eine für das ganze deutsche Sprachgebiet in der hiebei in Frage kommenden Bildungsstufe der oberen Volks- und untern Mittelschule einheitlich gedachte Sprachbehandlungsweise, die sich unmittelbar und angepaßt an die selbsttätige Bildungskraft des Lernenden wendet, und die den Lehrer statt zum „Dozenten“ zum freudigen Leiter der selbsttätigen sprachlichen Durchbildung des Lernenden macht, auch wenn sie neu ist, doch ihre Berechtigung haben und auch ihre Würdigung finden; sie wird auch ihre Probe bestehen. Gerade mit Rücksicht auf das jugendliche empfängliche Alter der Volks- und Mittelschüler und gestützt auf gewisse „moderne“ Erscheinungen im Schulleben sei wiederholt: Wo man nicht, oder nur spärlich oder auch zu spät sit,

d. h. die selbsttätige Willens- und Bildungskraft des Schülers weckt und pflegt, wird man im späteren „praktischen“ Leben nicht erfreulich ernten. Des Weiteren diene als Antwort: Man lernt im Turnsaal nur dann turnen, wenn man die Geräte benutzt und seinen eigenen Geist willensstark zur Übung zwingt; man lernt nur dann Klavier spielen, wenn man den eigenen Willen und die verfeinerte Auffassung der Tonwerke gleichsam in die Finger zwingt und die nötigen Übungen ausführt, u. s. w.; wie man überhaupt kaum turnen und Klavier spielen lernen wird, wenn einem nur Bilder der Turngeräte oder des Klaviers, oder vielleicht wirkliche Turngeräte, ein wirkliches Klavier, jedoch nur aus der Ferne gezeigt werden, sondern erst dann zu begreifen und insolgedessen auch freudig zu lernen anfängt und zu einem Abschluß kommen kann, wenn einem die Geräte, das Instrument zur Verfügung gestellt und die nötigen Anleitungen gegeben werden, so lernt man auch eine Sprache, und vorab seine Muttersprache nur dann vollständig, wenn einem der Sprachstoff gleichsam in die Hand gegeben und durch klare Darstellung und Erklärung zu Übungen verfügbar gemacht wird. Lehren und Lernen wird auch hierin Bildungsvorgang sein und bleiben.

Die erzieherische Kraft und Bedeutung derart gestalteter selbsttätiger Lernarbeit in der Muttersprache ist groß und allseitig aller Mühe wert. —

Lehrende und Lernende müssen aber für die Sache begeistert sein und darin nach dem Höchsten streben.

Die Muttersprache, in unserem Sinne also die deutsche Schriftsprache, als die allgemein zugänglichste Kunst, zu welcher jeder Heimhörende deutschsprachigen Landes durch Sitte und Heimatrecht verpflichtet, aber auch berechtigt ist, gerade in der ja mit zu diesem Zwecke vom Staate errichteten Volks- und Mittelschule gründlich zu erlernen, um sie im späteren Leben wirklich auch sicher und mühelos anwenden zu können, das sei eben das Endziel und Endergebnis hingebender und freudiger Lehrer- und Schülerarbeit im deutschen Sprachunterricht, das sei auch das Bestreben jedes Deutschsprachigen, dem seine Muttersprache lieb und teuer ist, und der es als Pflicht empfindet, die Ehre seines Volksstammes in seiner Muttersprache allweg und allzeit hochzuhalten.

III.

Einen Versuch, den deutschen Sprachunterricht gemäß den entwickelten Grundgedanken darzustellen und zum Gebrauch in den oberen Klassen der Volksschule oder in den unteren Klassen der Mittelschule, sowie für Erwachsene zum Selbstunterricht, beziehungsweise zum Nachschlagen und Sichberaten zu gestalten, hat der Verfasser vorstehender

Abhandlung gemacht, und zwar nach mehr als zehnjähriger, zum größten Teil vielseitiger bezüglicher Lehrtätigkeit, sowie nach jahrelanger Beobachtung und gründlichem Erfassen der verschiedensten bezüglichsten Verhältnisse; es dürfte der erste Versuch sein, die ganze Grammatik an einem einheitlichen klassischen „Text“ zur klaren Anschauung und Aneignung zu bringen. Er ging dabei von dem Gedanken aus, daß eine ausschließlich deutsche Sprachlehre nur für Deutschsprachige in der deutschen Schule, ohne innere Beziehung zu Fremdsprachen, heutzutage nicht mehr genüge. Durch hundertsache Verschiedenheit in Auffassung und Darbietung des Sprachstoffes wird der deutsche Sprachunterricht bei Anwendung bestehender Sprachlehrmittel, sowie durch die fast ausschließliche Anwendung tausendartiger Mundarten im Sprachgebrauch des betätigenden Lebens in den deutschen Sprachgebieten sehr erschwert; die Handels- und Verkehrsverhältnisse und ihre rasche, weitumspannende Weiterentwicklung aber bedingen eine einheitliche Belehrung in der deutschen Muttersprache, wodurch es dem deutschsprachigen Menschen ermöglicht wird, sich sprachlich „universeller“ zu bilden, vor allem seine Muttersprache gründlich zu beherrschen und fremde Sprachen, gestützt auf seine Muttersprache, leicht und vollständig zu erlernen. Diese einheitliche Sprachbelehrung in der klassisch deutschen Schriftsprache, durch welche die unveräußerlichen festen Formen und Gesetze der Sprache mitgeteilt und erhalten bleiben, kann und wird in viel ausgeprägterer Weise als bisher einen Einigungspunkt bilden für alle deutschen Volksstämme, die durch die Mundarten völkisch doch vielfach getrennt sind. Das Werklein „Deutsche Sprache“ gründet auf klassischem Deutsch, berücksichtigt aber eben zugleich den engsten Anschluß an die Sprachlehren anderer Kulturvölker; beide Punkte sind für das deutsche Sprachgebiet selbst, wie auch für die Bedeutung der deutschen Sprache als Weltsprache von größter Wichtigkeit. Auf diese Weise wird es möglich, daß mit der deutschen Sprache und durch dieselbe auch deutsches Denken und Handeln immer mehr zu gebührender, der „kulturellen“ Bedeutung der deutschen Volksstämme entsprechender Weltherrschaft gelangen wird. —

Das als Manuskript gedruckte Werklein ~~mit~~ „Deutsche Sprache“ 240 S. Großklotz, mit taselförmig dargebotenem, vollständigem Lehr-, Lern- und Übungsstoff kann vorläufig beim Verfasser selbst gegen Mk. 5.— Fr. 6.25 Nachnahme bezogen werden. —

Adr. A. St., St. Gallen (Schweiz) Burggraben 8.

IV.

Nachstehende, immerhin etwas zweifelhafte Zusammenstellung des Engländer Carnac beweist doch, welche Bedeutung der Entwicklung und

Ausbreitung der europäischen Sprachen von gewisser Seite zugeteilt wird:
am Ende des 15. Jahrhunderts sprachen:

Deutsch	10 Millionen	Spanisch	8½ Millionen Menschen
Französisch	10 "	Englisch	4 "
Italienisch	9½ "	Russisch	3 "

am Ende des 16. Jahrhunderts sprachen:

Deutsch	15 Millionen	Italienisch	10½ Millionen Menschen
Französisch	14 "	Russisch	7 "
Spanisch	11 "	Englisch	6 "

am Ende des 17. Jahrhunderts sprachen:

Französisch	20 Millionen	Russisch	15 Millionen Menschen
Spanisch	18 "	Italienisch	13 "
Deutsch	15 "	Englisch	8½ "

(30 jähr. Krieg)

am Ende des 18. Jahrhunderts sprachen:

Französisch	31 Millionen	Spanisch	26 Millionen Menschen
Russisch	31 "	Italienisch	21 "
Deutsch	30 "	Englisch	15 "

gegenwärtig sprechen:

Englisch	120 Millionen	Französisch	53 Millionen Menschen
Russisch	88 "	Spanisch	46 "
Deutsch	88 "	Italienisch	37 "

nach 100 Jahren werden voraussichtlich sprechen:

Englisch	640 Millionen	Französisch	87 Millionen Menschen
Russisch	233 "	Italienisch	77 "
Deutsch	210 "	Spanisch	74 "

Die Entwicklung und Ausbreitung einer Sprache hängt allerdings innigst zusammen mit den Handels- und Verkehrsverhältnissen des betreffenden Volkes.

Was aber einer Sprache Weltherrschaft im Reiche der Geister sichert, ist die feste Form der Sprachgesetze, wie sie sich in den klassischen Zeitaltern der Völker herausbildete. Die Klassiker sind durch ihre Sprache die „Kulturträger“ ihrer Volksschämme geworden; besonders haben sie mit Rücksicht auf vorstehende, wie gesagt, nur „problematische“, indessen doch nicht ganz bedeutungslose Zusammenstellung am meisten zur Entwicklung und Ausbreitung der Sprache ihres Volkes beigetragen.

Die klassischen Zeitalter hinsichtlich der Entwicklung der Sprache waren:

für England	das 16. Jahrhundert	— seit Shakespeare u. s. w.
„ Frankreich	„ 18. „	— seit Corneille, Racine u. s. w.
„ Deutschland	„ 19. „	— seit Goethe, Schiller u. s. w.

Eine Einigung aller deutschen Volksstämme auf die Sprache dieses klassischen Zeitalters ist hinsichtlich der heutigen Zeit um so angezeigt, als nur auf dieser festen Grundlage eine gesunde Weiterentwicklung der deutschen Sprache bezüglich Sprachlehre, Aussprachlehre und Rechtschreibung möglich sein wird; die gegenwärtigen allgemein mislichen Zustände in deutscher Sprachlehre, Aussprachlehre und Rechtschreibung beweisen die Notwendigkeit dieser Einigung und fordern den engsten Zusammenschluß aller deutschsprachigen Völker zu einheitlicher Pflege ihrer Schriftsprache als Muttersprache.

Literatur.

Einheitliche Präparationen für den gesamten Religionsunterricht in sieben Teilen von Brüder Falcke. II. Bd. Biblische Geschichten für die Mittelstufe. 8. Auflage, XII u. 360 S. III. Bd. die hl. Geschichte in Lebensbildern. Für die Oberstufe bearbeitet. A. Das alte Testament. X u. 232 S. B. Das neue Testament. XII u. 304 S. Halle a. d. S., Pädagog. Verlag von Hermann Schroedel, 1908.

Früher konnte ich bei Besprechung des IV. Bandes dieser Sammlung „Einheitliche Präparationen“ meiner Freude Ausdruck verleihen, daß die Lutherauer noch so vieles mit uns gemeinsam haben. Das galt auch von den früheren Auflagen dieser Bände. Jetzt aber haben sie leider den Todesfeim in sich aufgenommen, indem die zerstörende Bibelfkritik der freisinnigen protest. Theologen eingedrungen ist. In den „Vorbemerkungen“ zu den einzelnen Abschnitten wird den nachfolgenden biblischen Geschichten der Boden unter den Füßen weggezogen, indem deren geschichtliche Wahrheit geleugnet oder deren Zuverlässigkeit in Zweifel gezogen wird. Schade um die sonst so schönen, methodisch tüchtigen und religiös warm gehaltenen Präparationen. Hätten sich nur die beiden erfahreneren Schulmänner, Brüder Falcke, von der ungläubigen Wissenschaft nicht so imponieren lassen, dann hätte man eine aufrichtige Freude an ihrer vorzüglichen Leistung bewahren können.

Dem II. Band wird eine pädagogisch wertvolle Einleitung vorausgeschickt. „Wie sind die biblischen Geschichten in der Schule zu behandeln?“ Der dritte Band behandelt die hl. Geschichte in Lebensbildern. 3. B. (Altes Testament) 12. Bild: Ruth; Ruths Liebe in der alten Heimat, Ruths Sohn in der neuen Heimat. Dieses Lebensbild ist im Anfang als Lehrbeispiel vollständig ausgeführt. (Neues Testament) 11. Bild: Jesus als Menschenfreund; 1. Jesus als Sünderfreund, 2. Jesus als Kinders Freund, 3. Jesus als Hausfreund. Jesus als Hausfreund ist wiederum im Anfang als Lehrbeispiel ganz ausgeführt. Jedes einzelne Bild wird zunächst seiner Bedeutung gemäß eingeführt, dann in seinen Zügen ausgeführt und endlich mit seinem religiös-sittlichen Gehalt in Glauben und Leben der Kinder übergeführt.

Dr. F. G.

* Das St. Galler Jugendfest von J. Ruoni. Verlag: Buchdruckerei Schmid, St. Gallen.

Entstehung und Entwicklung des wirklich best bekannten St. Galler Jugendfests werden von dem ehemaligen Lehrer J. Ruoni bis zur Gegenwart lebensfrisch und anziehend gezeichnet. Etwa 30 gelungene und sein ausgeführte Bilder erläutern den interessanten Text.